

A decorative border featuring light pink roses, green leaves, and several butterflies in shades of pink and orange, framing the title text.

Der Weg des *Schicksals*

Band 2 der Schicksals-Reihe

Romance

A decorative border featuring pink roses, green leaves, and orange butterflies, framing the title text.

Der Weg des *Schicksals*

Band 2 der Schicksals-Reihe

Manchmal kreuzen sich zwei Wege nicht
zufällig...

...sondern weil das Schicksal sie mit voller
Wucht ineinander schiebt.

Eine Geschichte über Schicksal, Vertrauen,
Familie, Verantwortung und die eine Begegnung,
nach der nichts mehr ist wie zuvor.

Nise S.



Copyright © 2026 Nise S.
Auszug aus „Der Weg des Schicksals“
Alle Rechte vorbehalten.

Diese Leseprobe darf ohne Genehmigung nicht vervielfältigt oder weiterverbreitet werden.

Triggerwarnung:

In diesem Buch wird das Thema ‘Multiple Sklerose’ thematisiert. Es enthält Schilderungen von Krankheit, körperlichen Einschränkungen, medizinischen Behandlungen und emotionalen/psychischen Belastungen.

Diese Inhalte könnten für manche Leser/-innen belastend sein.

A decorative horizontal banner featuring a central rose, flanked by two butterflies, with ornate scrollwork and smaller roses extending to the left and right edges.

Kapitel 1 – Sicht von Devin

Die Musik hämmert durch den Club, der Bass vibriert bis in meinen Brustkorb. Neonlicht in Lila- und Blautönen flackert über die Tanzfläche, Körper bewegen sich eng an eng, Schweiß, Parfüm und Alkohol mischen sich zu einem schweren, süßen Geruch in der Luft.

Ihre Schreie gehen fast im Lärm unter – aber nur fast.

„Oh ja ... ahhh ...“

Die Unbekannte, mit der ich eben auf der Tanzfläche schon so etwas wie Trockensex hatte, hängt jetzt halb an mir, in einer dieser verdunkelten Toilettenkabinen des Clubs.

Die Wände sind schmal, der Boden klebt leicht, die Luft ist heiß und stickig, doch in meinem Kopf gibt es nur noch sie und den harten Beat, der von draußen gedämpft bis zu uns dringt.

Ich nehme sie ordentlich ran. Von hinten, von vorne – nichts bleibt ihr erspart. Ich pinne sie mit dem Rücken an die Kabinenwand, habe sie fest im Griff. Ihre Beine sind um meine Hüften geschlungen, ihr Kleid hochgeschoben, ihr Duft nach süßem Drink und einem Hauch Vanille steigt mir in die Nase, während ich sie, auf meiner Hüfte sitzend, zum nächsten Höhepunkt schaukle. Der dritte in kurzer Zeit, wohlgemerkt.

Sie krallt sich keuchend in meinen Rücken, ihre Nägel hinterlassen brennende Linien auf meiner Haut. Ihre Stirn liegt an meiner Schulter, ihr Atem geht stoßweise an meinem Hals entlang, und ich merke, wie meine eigene Erlösung unaufhaltsam näher rollt.

„Oh, fuck ... ich komme ... ja ...“

Mit einem tiefen Knurren lasse ich mich endlich gehen und spritze, schnaufend und keuchend, ins Kondom ab.

Schweiß steht mir auf der Stirn, mein Puls hämmert wild. Ich halte sie noch einen Moment fest, während ihr Körper unter mir nachzittert.

Als ich mich langsam aus ihr zurückziehe, sehe ich ihr ins Gesicht. Sie schaut mich mit verschleierten Augen an, Wangen gerötet, Lippen leicht geöffnet. Völlig fertig – und verdammt zufrieden.

Das nenne ich mal einen verdammt guten Sex.

Aber fangen wir besser von vorn an.

Mein Name ist **Devin Freyes. Dr. Devin Freyes**. Nicht, weil ich unbedingt auf den Titel bestehe, aber er gehört zu mir – so wie das Stethoskop um meinen Hals und der Kaffeebecher in meiner Hand.

Ich bin Arzt. Genauso wie Niclas bin ich gastroenterologischer Internist.

Für alle, die mit dem Begriff nichts anfangen können: Die Gastroenterologie ist ein Teilgebiet der Inneren Medizin und beschäftigt sich mit allem, was im Bauch sitzt – Magen, Darm, Leber und die zum Verdauungssystem gehörenden Drüsen, wie zum Beispiel die Bauchspeicheldrüse. Kurz: Wenn es im Bauch brennt, drückt, zwickt oder sonst wie aus dem Ruder läuft, landen die Patienten bei uns.

Ich bin 34 Jahre alt, knapp 1,90 groß und sportlich gebaut – hauptsächlich, weil ich seit Jahren boxe und regelmäßig ins Fitnessstudio gehe. Meine Haut ist leicht gebräunt, die Schultern breit, die Muskeln klar definiert, ohne dass ich wie ein wandelnder Kleiderschrank aussehe. Die Haare sind dunkelbraun, meistens einen Tick zu lang, um wirklich brav zu wirken, und meine Augen – so hat Lila mal gesagt – seien *„so braun, dass man sich drin verlieren kann“*. Die brasilianischen Gene meiner Mutter sieht man mir deutlich an, und ich habe mich nie darüber beschwert.

Bin ich arrogant?

Vielleicht ein bisschen. Aber ich stehe dazu. Wer mit meiner direkten Art nicht klarkommt, passt nicht in mein Leben. Bis jetzt bin ich damit ziemlich gut gefahren.

Niclas kenne ich seit dem Studium in New York. Wir haben uns am ersten Tag im Studentenwohnheim kennengelernt, uns ein Zimmer geteilt, später eine kleine WG. Wir haben zusammen gelernt, zusammen die Nächte in der Notaufnahme durchgearbeitet, zusammen gefeiert. In unserer Freizeit sind wir laufen gegangen, haben im Boxstudio Sparring gemacht oder uns in irgendeinem Irish Pub die Seele aus dem Leib gelacht. Lange Zeit gab es uns nur im Doppelpack.

Ja, man kann sagen: Niclas ist mein bester Freund.

Niemand kennt mich so gut wie er – vielleicht nicht einmal ich mich selbst. Aber das bleibt unter uns.

Vor einiger Zeit hat er New York verlassen und ist nach Tacoma gegangen, weil er dort ein verlockendes Angebot bekommen hat: leitender Oberarzt mit Aussicht auf den Chefarztsessel. Während ich noch zwischen Nachtdiensten und Großstadtlärm pendelte, hat er sich am anderen Ende des Landes ein neues Leben aufgebaut.

Vor ein paar Wochen telefonierte wir. Zwischen einem Schluck Kaffee und einem genervten Seufzer meinte er beiläufig, im Tacoma Hospital würden dringend gute Leute gesucht. Und im nächsten Atemzug fragte er, ob ich nicht Lust auf eine Veränderung hätte.

Und was soll ich sagen? Ich brauchte eine Veränderung. Dringend.

Also sagte ich zu.

Danach ging alles schnell. Ich kündigte meinen Vertrag, packte meine sieben Sachen in zwei Koffer, stieg in den Flieger nach Seattle und fuhr von dort mit einem Mietwagen nach Tacoma. Regen an den Scheiben, grauer Himmel, eine neue Stadt vor mir und ein Kapitel hinter mir, das ich ohne Bedauern schließen konnte.

Die erste Überraschung erwartete mich an Niclas' Haustür: Er hatte eine Freundin. Davon hatte er mir bei keinem einzigen Gespräch auch nur ein Wort erzählt. Und dass die beiden schon zusammen wohnten – geschenkt. Typisch Niclas.

Mittlerweile sind die beiden verheiratet und haben einen kleinen Sohn. Und ich meine das ernst: Ich freue mich wirklich für sie.

Lila ist eine echte Augenweide – lange blonde Haare, große blau-graue Augen, ein Lächeln, das jeden Raum mit Licht füllt. Dazu ist sie herzlich, taff und weiß, wie man einem Chefarzt die Meinung sagt.

Die beiden passen perfekt zusammen. Wenn man an das Konzept „**Seelenverwandte**“ glaubt, dann sind die beiden das.

Am Abend meiner Ankunft lernte ich auch den Rest der Clique kennen. Ich stolperte mitten in eine ziemlich heftige Situation hinein, aber das ist eine andere Geschichte – und steht im ersten Teil. Wir haben hier keine Zeit, alles noch einmal auszubreiten.

Wichtig ist: Sie haben mich direkt aufgenommen, als wäre ich schon immer Teil ihrer kleinen Familie gewesen. Das hat mich mehr berührt, als ich zugeben würde.

Niclas und Lila sind ein Dreamteam, Daniel und Jill das nächste perfekte Paar. Nur Felix ist noch Single – freiwillig. Als wir ihn einmal darauf ansprachen, hat er offen gesagt, dass er bisexuell sei und seine Freiheit genießt. Er will sich noch nicht festlegen. Vielleicht kommt irgendwann die oder der Richtige. Bis dahin lebt er sein Leben, und ganz ehrlich: Ich kann es ihm nicht verdenken.

Mit meiner manchmal etwas rauen, direkten Art kommen alle erstaunlich gut klar – und das ist für mich die Hauptsache.

Und damit wären wir beim Anfang dieser Geschichte.

Heute ist Niclas' „**Pinkelparty**“. Ja, der Name ist bescheuert, aber Tradition ist Tradition. Wir wollen endlich richtig feiern und auf seinen Sohn anstoßen. In den letzten Wochen war dafür wenig Zeit: Chefarztposten, Umstrukturierungen, neue Prozesse – das volle Programm.

Niclas hat offiziell den Chefarztposten der Gastroenterologie übernommen, ich bin als sein leitender Oberarzt nachgerückt. Als er mir das angeboten hat, war ich für einen seltenen Moment sprachlos. Aber wir waren schon immer ein gutes Team. Warum nicht auch offiziell?

Und heute ist tatsächlich mal eine Nacht nur für uns Jungs. Kein Dienst, kein Pager, keine Verantwortung – nur trinken, lachen, feiern.

Wir stehen an der Bar in einem der Clubs der Stadt, die Musik dröhnt durch den Raum, der Bass vibriert bis in meine Brust, buntes Licht schneidet in schnellen Streifen über die Tanzfläche. Zwischen den Leuchtbahnen sehe ich tanzende Körper, glitzernde Kleider, Hochprozentiges in schwenkenden Gläsern. Der Geruch von Parfüm, Schweiß und Alkohol liegt schwer in der Luft.

Ich nippe an meinem Whisky, spüre das vertraute Brennen in der Kehle. In meinem Nacken beginnt es zu kribbeln. Dieses elektrische Gefühl, das ich nur zu gut kenne: jemand beobachtet mich.

Ich drehe den Kopf – und sehe sie.

Sie steht einige Meter entfernt mitten auf der Tanzfläche. Eine Frau, die aussieht, als wäre sie direkt einer sündigen Werbekampagne entsprungen. Schmales, eng geschnittenes schwarzes Kleid, das ihre schmale Taille betont, über ihre Hüften fließt und ihren perfekt geformten Po umschmeichelt. Lange Beine in hohen Schuhen, die sie noch ein paar Zentimeter größer wirken lassen. Ihr dunkles Haar fällt in glänzenden Wellen über ihre Schultern, die Lippen sind in einem tiefen Rot geschminkt, die Augen mit dunklem Make-up betont. Im flackernden Licht wirkt sie gleichzeitig gefährlich und unwiderstehlich.

Sie weiß, dass sie angeschaut wird. Und sie genießt es.

„*Bin gleich wieder da*“, murmele ich zu den anderen, stelle mein Glas ab und schiebe mich durch die Menge in ihre Richtung. Der Bass dröhnt, jemand rempelt mich an, die Luft ist warm, fast stickig.

Kaum bin ich bei ihr, dreht sie sich im Rhythmus der Musik zu mir um. Ihre Hüften wiegen sich, als hätten sie ihren eigenen Takt, und ohne ein Wort rückt sie näher, bis ihr Rücken meinen Brustkorb berührt. Mit einer lässigen, selbstverständlichen Bewegung drückt sie sich fester an mich, die Kurve ihres Hinterns genau dort, wo mein Körper sofort reagiert.

Meine Selbstbeherrschung meldet sich ab. Mein bester Freund in der Hose meldet sich zu Wort – deutlich und ohne Missverständnisse.

Sie bewegt sich so provokant, dass die Grenze zwischen Tanzen und Trockensex verschwimmt. Ihr Parfüm ist süß, mit einer warmen, schweren Note, die mir in den Kopf steigt. Die Musik, das flackernde Licht, ihre Nähe – alles verschwimmt zu einem verschwitzten, pulsierenden Bild.

Als ich ihr ins Gesicht schaue, sehe ich gerötete Wangen, das leichte Schimmern von Schweiß auf ihrer Haut und Augen, die im bunten Licht aufblitzen. Sie lächelt – klein, wissend und herausfordernd. Ein Lächeln, das sagt: Ich weiß genau, was ich mit dir mache.

Das reicht.

Ich nehme ihre Hand, die schmal und warm ist und ziehe sie durch die Menge in Richtung Toiletten. Sie lässt es sich gefallen, folgt mir ohne Zögern, ein leises Lachen auf den Lippen. Keine Fragen. Kein Widerstand. Reines, stilles Einverständnis.

Sobald ich eine freie Kabine erspähe, schiebe ich sie hinein, schließe hinter uns die Tür und schneide den Rest der Welt aus.

Auf dem schmalen Raum riecht es nach Desinfektionsmittel, Parfüm und einer leichten Spur von Zigarettenrauch aus dem Vorraum. Sie lehnt sich mit dem Rücken an die Wand, ihr Blick hängt an meinem Mund.

Ich beuge mich vor und küsse sie. Ihre Lippen schmecken nach Wodka, einem Hauch Limette und etwas Süßem von einem Cocktail. Der Kuss ist von Anfang an heiß, hungrig, keine zaghaften Tests, keine zögerlichen Annäherungen. Ihre Hände wandern sofort unter mein Shirt, über meinen Rücken, meine Schultern, die Fingernägel krallen sich leicht in meine Haut.

Ich ziehe sie dichter an mich, spüre jede Linie ihres Körpers entlang meines eigenen. Der Bass draußen vibriert durch die dünnen Kabinenwände, als würde der Club unseren Rhythmus vorgeben.

Ich lasse eine Hand an ihrer Seite nach unten gleiten, über ihre Taille, ihre Hüfte, bis ich den Saum ihres Kleides finde. Mit geübter Bewegung schiebe ich den Stoff nach oben, streife über die glatte Haut ihrer Oberschenkel. Sie atmet scharf ein, als meine Finger den heißen Stoff ihres Slips streifen. Ein leises Stöhnen entkommt ihr, vibrierend gegen meine Lippen.

Der Rest geschieht schnell, aber nicht hastig. Meine Finger finden ihren Weg, erkunden, reizen, spielen. Ihre Reaktion ist unmittelbar: Ihr Körper spannt sich, ihre Finger vergraben sich fester in meinem Nacken, ihre Atmung wird unregelmäßig und immer lauter. Jeder ihrer Laute heizt mich weiter an, jeder kleine Zuckung ihres Körpers sagt mir, dass ich genau weiß, was ich tue.

Als sie sich an mir festklammert und der erste Orgasmus sie erfasst, ist es, als würde eine Welle durch sie rollen. Ihr Kopf fällt nach hinten gegen die Kabinenwand, ein halber Laut, halb Stöhnen, halb Lachen, entkommt ihr. Ich halte sie, genieße den Moment, in dem sie sich für einen Augenblick vollkommen fallen lässt.

Der Rest – ihr Körper, mein Körper, Kondom, enge Kabine, zusammenschlagende Wellen aus Hitze und Lust – ist ein verschwitztes, atemloses Flimmern aus Bewegung und Gefühl. Ich nehme mir, was sie mir so bereitwillig anbietet, achte trotzdem auf jede Reaktion. Ihre Nägel in meinem Rücken, ihr leiser Schrei an meiner Schulter, das Zusammenziehen ihrer Muskeln um mich – all das reicht, um mich über die Kante zu ziehen.

Als wir beide wieder halbwegs zu Atem kommen, lehnt sie mit dem Rücken an der Wand, die Wangen gerötet, die Lippen leicht geschwollen. Eine einzelne Haarsträhne klebt an ihrer Stirn. Ich streiche sie sanft zur Seite.

„Wow ... puh ... danke. Das habe ich gebraucht“, sagt sie mit einem noch etwas atemlosen Grinsen.

Sie bedankt sich bei mir. Für eine schnelle Nummer in einer Clubtoilette. Das ist neu.

„Sehr gern“, antworte ich, und zu meiner eigenen Überraschung streicht meine Hand noch einmal kurz über ihre Wange. „Es war mir ein Vergnügen, schöne Frau. Hast du Lust auf einen Drink danach?“

Sie zögert keine Sekunde. „Warum nicht?“, sagt sie. „Aber zuerst muss ich mich wieder vorzeigbar machen. Wir treffen uns gleich an der Bar.“

Ich nicke, drücke ihr einen schnellen, fast zärtlichen Kuss auf die Wange, der ihr ein leichtes Rot ins Gesicht treibt, richte meine Kleidung und verlasse die Kabine.

Zurück an der Bar grinsen mich die Jungs schon an, als hätten sie mein Timing gestoppt.

Niclas hebt eine Augenbraue. „Na, Devin? Erfolgreich einen weggesteckt?“

„Mehr als das“, murmele ich nur und greife nach meinem Whisky. Mein Grinsen verrät genug.

Felix schüttelt amüsiert den Kopf. „Du hättest wenigstens deine Haare wieder richten können“, stichelt er.

Automatisch fahre ich mir durch die Haare. Stimmt. Spiegel war keiner mehr drin.

Ein paar Shots später fällt mir auf, dass meine Unbekannte nicht mehr an der Bar auftaucht. Nicht nach fünf Minuten, nicht nach zehn. Ich lasse den Blick immer wieder unauffällig durch den Club schweifen. Zwischen all den glitzernden Kleidern, dunklen Anzügen und tanzenden Körpern ist sie nirgends auszumachen.

Ehrlich gesagt trifft mich das stärker, als ich erwartet hätte. Die Chemie zwischen uns war explosiv. Ich war mir sicher, dass da mehr ist als ein kurzer, heißer Moment in einer engen Kabine. Offenbar habe ich mich geirrt.

Anscheinend war ich für sie nur gut für die schnellen Minuten – nicht für den Drink danach.

Eigentlich sollte das genau mein Ding sein. Kein Drama, keine Diskussionen, keine Nummern austauschen. Einmal und weg. So hatte ich es mir jahrelang eingerichtet, so lief es problemlos.

Trotzdem denke ich den Rest des Abends immer wieder an ihr Lächeln, an ihre Augen, dieses Gefühl, sie schon länger zu kennen, als es möglich ist.

Vielleicht ist es nur der Alkohol. Vielleicht rede ich mir da etwas ein.

Als wir später, gut angetrunken, den Club verlassen, klebt der Geruch von Zigaretten, Parfüm und Schweiß in unserer Kleidung. Draußen ist die Luft kühl, klar, ein scharfer Kontrast zur stickigen Hitze drinnen. Ich ziehe die Jacke enger um mich, während wir durch die Nacht Richtung Taxi laufen.

In meinem Kopf hängt noch immer ihr Bild. Ihr Lachen. Ihr Körper, der sich an meinen geschmiegt hat.

Anscheinend hat sie sich nach unserem kleinen Abenteuer einfach aus dem Staub gemacht.

Vielleicht ist es besser so. Frauen machen nur Probleme, rede ich mir ein. Ich bin nicht der Typ für große Gefühle.

Thema abgehakt.

Glaube ich.

A decorative horizontal banner featuring a central rose, flanked by two butterflies, with intricate scrollwork and smaller roses extending to the left and right. The text 'Kapitel 2 – Sicht von Misha' is written in a cursive script across the center.

Kapitel 2 – Sicht von Misha

Was ist da bloß in mich gefahren? Das bin doch eigentlich gar nicht ich.

Trotzdem lässt mich der Gedanke an ihn nicht los. Irgendetwas an diesem Mann hat mich angezogen wie ein Magnet, gegen den ich keine Chance hatte.

Und ja, ich hatte es bitter nötig. So lange hatte ich keinen Sex mehr, dass sich mein Körper schon angefühlt hat, als wäre er auf Entzug. Aber dass ich mich im Alkoholrausch von einem wildfremden Mann in einer Clubtoilette verführen lasse, war selbst für mich eine Premiere.

Verdammt.

Der Kerl hatte es aber auch drauf. Innerhalb kürzester Zeit hat er meinen Körper zu mehreren intensiven Höhepunkten gebracht, als wäre es das Normalste der Welt.

Ich weiß nicht, was genau es war, aber irgendetwas an ihm hat mich fasziniert.

Er war ein echter Hingucker: groß, breite Schultern, muskulöse Arme unter einem schlichten schwarzen Shirt, das sich an seine Brust schmiegte, als wäre es maßgeschneidert. Dunkles, leicht zerzaustes Haar, haselnussbraune Augen, so warm und intensiv, dass mir jedes Mal ein kleiner Schauer über den Rücken lief, wenn er mich ansah. Noch jetzt kribbelt etwas in mir, wenn ich an seine Berührungen denke – jede davon hat eine Gänsehaut auf meiner Haut hinterlassen.

So einen Sex hatte ich noch nie.

Trotzdem: Das, was da passiert ist, ist eigentlich nicht meine Art. Normalerweise gehe ich nicht in solche Clubs – schon gar nicht, um dort jemanden aufzureißen. Katie musste mich zu diesem Abend regelrecht überreden und mich so schminken, dass man mich nicht auf den ersten Blick erkennt. Smokey Eyes, roter Lippenstift, die Haare offen und leicht gewellt, ein enges schwarzes Kleid, das meine Figur betont und mehr Haut zeigt, als mir eigentlich lieb ist. Sie hat aus mir eine Version gemacht, die ich im Spiegel kaum wiedererkannt habe.

Für mich ist es normalerweise nicht einfach, in einen öffentlichen Club zu gehen, ohne dass jemand mich erkennt. Was schlicht daran liegt, dass ich ziemlich in der Öffentlichkeit stehe.

Mein Name ist **Dr. Misha Teresa Hale**.

Ich bin 27 Jahre alt und seit einigen Jahren CEO von MH Medical – der größten Firma für Medizintechnik und Biomechanik weltweit. Unsere Firma stellt Medizingeräte her: Sonographie- und Endoskopie-Systeme, OP-Technik, Kanülen, Spritzen und unzählige andere Produkte, die in Kliniken und Praxen rund um den Globus landen.

Bis vor einem halben Jahr habe ich noch studiert – obwohl ich zu diesem Zeitpunkt bereits seit vier Jahren CEO war.

Wie das passieren konnte?

Die Antwort ist eine traurige Geschichte – und genau die, auf der sich die Medien seitdem genüsslich ausruhen.

Meine Eltern kamen vor vier Jahren bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Sie wollten mit ihrem Privatjet endlich einmal wieder allein in den Urlaub fliegen, nach Jahren, in denen die Firma und wir drei Kinder immer an erster Stelle standen. Aber an ihrem Urlaubsort sind sie nie angekommen.

Mein Großvater hatte MH Medical vor Jahrzehnten aus dem Nichts aufgebaut und sie innerhalb kurzer Zeit zur größten Medizintechnik-Firma weltweit gemacht.

Wir beliefern die USA, Europa, Asien. Mein Vater übernahm nach dem plötzlichen Tod meines Großvaters die Leitung, erweiterte das Sortiment, modernisierte Strukturen, machte aus einem Familienunternehmen einen internationalen Konzern.

Ich dagegen wollte eigentlich nur Ärztin werden.

Ich studierte Medizin, saß in den Vorklinik-Vorlesungen, verbrachte Nächte in der Bibliothek, lernte Anatomie, Physiologie und Biochemie. Doch als meine Eltern starben, blieb niemand übrig, der das Erbe antreten konnte.

Mein großer Bruder Cole ist Soldat und seit Jahren weltweit im Einsatz, mein kleiner Bruder Justin seit seiner Geburt schwer krank. Also blieb nur ich.

Von einem Tag auf den anderen war ich Inhaberin eines milliardenschweren Unternehmens.

Ich setzte mein Studium fort, wechselte nach dem Grundstudium in Medizintechnik und Biomechanik, hängte medizinische Biochemie dran und schloss alles als eine der Besten meines Jahrgangs ab. Zwischendurch schrieb ich meine Doktorarbeit über medizinische Biochemie und Biotechnik – meistens nachts im Büro, wenn die Stadt draußen schlief und ich wenigstens ein paar Stunden Ruhe hatte.

Warum ausgerechnet Biochemie?

Mein kleiner Bruder Justin leidet seit seiner Geburt an ‚Multiple Sklerose‘, kurz MS. Er ist gerade einmal acht Jahre alt und hat mehr Schübe, als wir gute Tage zählen können. Ich habe den Geruch steriler Klinikflure, das Flackern von Neonlicht und das Piepen von Monitoren viel zu früh kennengelernt – und gleichzeitig hassen und lieben gelernt. Hassen, weil ich ihn so nicht sehen will. Lieben, weil es die Orte sind, an denen ihm geholfen wird.

Aus dieser Hilflosigkeit heraus habe ich mich für Biochemie entschieden. Seit einiger Zeit forsche ich an Möglichkeiten, die Schübe zumindest zu reduzieren, die Erkrankung besser zu kontrollieren. Bisher ohne großen Durchbruch – aber aufgeben ist keine Option. Nicht für Justin.

Auf meinen großen Bruder Cole kann ich kaum zählen. Er ist 34 Jahre alt, seit über 14 Jahren bei der Navy und die Welt ist sein Einsatzgebiet. Es ist Jahre her, dass Justin und ich ihn das letzte Mal gesehen haben. Selbst auf der Beerdigung unserer Eltern war er nicht da – Einsatz im Irak, nicht erreichbar. Erst Monate später erfuhr er, was passiert war, und konnte damit, wenig überraschend, überhaupt nicht umgehen.

Unser Kontakt ist sporadisch. Manchmal vergehen Monate ohne ein Lebenszeichen. An manchen Tagen frage ich mich, ob er überhaupt noch lebt oder ob irgendwann zwei uniformierte Offiziere vor meiner Tür stehen und mir mit geübter Miene die schlimmste Nachricht meines Lebens überbringen.

Ich vermisse ihn. Sehr. Er ist mein großer Bruder, der mich als Kind vor allem beschützt hat, was mir Angst gemacht hat. Justin hingegen kennt ihn kaum. Natürlich weiß er, dass Cole sein Bruder ist und **„für das Land kämpft“**, aber sie haben kaum gemeinsame Erinnerungen. In den letzten acht Jahren war Cole, wenn es hochkommt, drei- oder viermal zu Hause.

Seit dem plötzlichen Tod meiner Eltern, der Übernahme der Firma und der Tatsache, dass ich gleichzeitig Tag und Nacht für Justin da bin, bleibt von meinem eigenen Leben nicht viel übrig.

Ein spontaner Clubbesuch ist mit all dieser Verantwortung eigentlich kaum machbar. Aber an diesem Abend ließ ich mich von Katie überreden. Und so landeten wir schließlich in diesem Club – laute Musik, flackerndes Licht, fremde Gesichter, die zu schnellen Beats tanzten. Natürlich nie ohne meine zwei unscheinbaren Schatten, von denen niemand etwas wissen soll.

Ja, ich habe Bodyguards. Seit einem Vorfall vor zwei Jahren weichen sie kaum von meiner Seite. Eines Abends, als ich spät die Firma verließ, wurde ich überfallen, geschlagen und unsittlich angefasst. Seitdem leide ich unter Panikattacken, die anfangs so heftig waren, dass ich kaum allein das Haus verlassen konnte. In solchen Momenten kratze ich mir manchmal mit meinen eigenen Nägeln die Unterarme auf, nur um den Druck in mir loszuwerden. Inzwischen habe ich es besser im Griff und seit einem Jahr keine schwere Attacke mehr gehabt – aber die Angst sitzt tief.

„Misha, wo bist du schon wieder mit deinen Gedanken?“

Katie's Stimme reißt mich zurück ins Hier und Jetzt. Ich blinzele, der Bildschirm vor mir wird wieder scharf. Aktenstapel, E-Mails, ein blinkender Kalender. Und Katie, die mit einer Augenbraue hochgezogen vor meinem Schreibtisch steht.

„Was? Hast du was gesagt?“, frage ich und reibe mir über die Stirn.

Seit diesem Clubbesuch erwische ich mich immer häufiger dabei, mit den Gedanken abzudriften. Und ja, meistens lande ich bei ihm.

Dem gutaussehenden, völlig fremden Typen aus der Clubtoilette.

Ich habe mich noch nie so schnell so wohl bei einem Mann gefühlt wie bei ihm. Es war anders. Es fühlte sich ... richtig an. Vertraut.

Ich kann nicht erklären, warum. Aber ohne dieses Gefühl hätte ich mich nie darauf eingelassen.

Schon auf der Tanzfläche hatte mein Körper sofort reagiert, als seine Hände meine Hüften fanden. Und seine Augen ... diese haselnussbraunen Augen, warm und intensiv, als könnten sie direkt in mich hineinschauen.

Oh Gott, diese Augen.

Und dieser Sex. Einfach nur ... wow.

Ich hätte wirklich gern noch etwas mit ihm getrunken. Hätte gern gewusst, wie er heißt, was er macht, ob dieses vertraute Gefühl nur dem Alkohol geschuldet war oder ob da mehr war. Aber ein Anruf aus dem Krankenhaus hat mir einen klaren Strich durch die Rechnung gemacht.

Justin hatte wieder einen Schub. Und dieses Mal war es schlimmer als sonst.

Also musste ich gehen. Sofort. Ohne Abschied, ohne Namen, ohne Nummer.

Seitdem spielt mein Kopf die Szene aus der Toilette immer und immer wieder ab, als hätte ich Angst, auch nur ein Detail zu vergessen.

Ich habe sogar versucht, ihn über Social Media zu finden – erfolglos. Wie denn auch? Ohne Namen, ohne irgendetwas. Ich weiß nicht einmal, ob er aus Tacoma, Seattle oder einer ganz anderen Stadt kam und nur zufällig in diesem Club gelandet war.

„MISHA!“

Ich zuckte zusammen. Katie steht jetzt näher am Schreibtisch, Hände in die Hüften gestemmt, ihr blondes Haar zu einem strengeren Pferdeschwanz gebunden als sonst, wenn sie durch die Büros wirbelt.

„Was brüllst du mich denn so an, verdammt?“, knurre ich und setze mich wieder gerade hin.

Sie wirft mir einen vielsagenden Blick zu. „Deinen roten Bäckchen nach zu urteilen, denkst du schon wieder an den Hottie.“

„Was?“, versuche ich mich herauszureden.

„Die Sahneschnitte“, präzisiert sie. „Dein anonymer Clubgott.“

Ich seufze, senke kurz den Blick und nicke dann. „Vielleicht.“

„Dachte ich mir.“ Sie stößt die Luft aus. „Sorry, aber hier gibt es gerade Wichtigeres als deinen anonymen Clubgott. In zehn Minuten hast du eine Telefonkonferenz mit Deutschland.“

„Ja, ist ja gut. Danke.“ Ich atme tief durch und schiebe die Gedanken an ihn zurück in die Ecke meines Kopfes, in der sie ständig lauern.

„Hör auf, an ihn zu denken, und konzentrier dich auf das Wesentliche“, sagt Katie und tippt mit dem Finger gegen den nächsten Stapel Unterlagen. „Es war nur eine einmalige Nummer. Und wahrscheinlich hat er sie längst vergessen.“

Ihr fragt euch, warum meine Assistentin so mit mir reden darf?

Ganz einfach: Katie Graham ist nicht nur meine Assistentin. Sie ist meine beste Freundin. Wir kennen uns seit der Schule, seit einem gemeinsamen Projekt, das schiefzugehen drohte, bis wir zusammen die Nacht durchgearbeitet haben. Sie war da, als meine Eltern starben, als Justin seine schlimmsten Schübe hatte, als ich nachts im Büro saß und mit brennenden Augen versucht habe, Bilanzen zu verstehen, während ich innerlich nur schreien wollte.

Seit dem Clubbesuch ertappe ich mich immer wieder dabei, ihn zu suchen. Wir waren sogar ein paar Mal erneut dort – Katie und ich, in einem anderen Kleid und mit dem gleichen leisen Hoffen – aber er war nie wieder da. Oder ich habe ihn nicht gesehen.

Einige Wochen sind vergangen. Katie hat recht: Ich muss mich wieder auf das Wesentliche konzentrieren. Ich führe eine milliardenschwere Firma.

In drei Tagen findet bei uns im Haus ein Ärztekongress statt. Wir veranstalten einen Vortrag für leitende Ärztinnen und Ärzte der umliegenden Kliniken und stellen unsere neuesten Geräte vor. Besonders die neuen Endoskopie-Prototypen sollen präsentiert werden – schlankere Schläuche, hochauflösende Kameras, bessere Steuerbarkeit. Wir hoffen, dass die Kliniken sie testen und anschließend in größeren Stückzahlen bestellen.

Ich möchte den Vortrag persönlich halten. Also muss ich ab sofort hochkonzentriert und professionell wirken. Keine Tagträume von fremden Händen auf meiner Haut, keine inneren Kinofilme von einer Clubtoilette.

Das Problem: Ich weiß kaum noch, wo mir der Kopf steht. Die Nächte sind kurz, drei Stunden Schlaf sind Luxus. Trotz Kaffee sieht man mir die Erschöpfung an: dunkle Schatten unter den Augen, zu blasse Haut, die Wangen nur dann gerötet, wenn ich an ihn denke oder wieder einmal die Treppen der Klinik hochrenne.

Trotzdem gebe ich alles, um die Firma zu führen und gleichzeitig für Justin da zu sein. Es ist ein Drahtseilakt ohne Netz – und manchmal habe ich das Gefühl, dass ein falscher Schritt reicht, um abzustürzen.

Vielleicht kann es in Zukunft nur besser werden.

Vielleicht.

Oder das Schicksal hat noch ein paar Überraschungen für mich vorbereitet, von denen ich heute noch keine Ahnung habe.

A decorative horizontal banner featuring a central large rose, flanked by smaller roses and several butterflies. The text "Kapitel 3 – Sicht von Devin" is written in a cursive script across the center, with the "K" being significantly larger and more ornate than the rest of the letters.

Kapitel 3 – Sicht von Devin

Vier Wochen ist unser Clubbesuch – und damit auch der letzte Sex – jetzt her, und ich weiß nicht, was mit mir los ist. Normalerweise habe ich spätestens nach ein paar Tagen wieder Lust auf eine schnelle, unverbindliche Nummer mit einer attraktiven Fremden. Aber im Moment?

Nichts. Kein Bedürfnis. Gar keins.

Warum?

Weil mir diese eine Frau nicht mehr aus dem Kopf geht.

Diese heiße Brünette, die ich auf Niclas' Pinkelparty im Club auf der Toilette in den Himmel katapultiert habe. Jedes Mal, wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihre vor Lust verdunkelten haselnussbraunen Augen, ihre geröteten Wangen, den verräterischen Schwung ihrer Lippen, kurz bevor sie gestöhnt hat.

Nach dieser Nacht war ich noch einige Male in demselben Club, in der Hoffnung, sie wiederzusehen. Ich habe die Tanzfläche gescannt, den Barbereich, sogar den Gang zu den Toiletten – aber nichts. Sie ist nicht mehr aufgetaucht. Und das frustriert mich mehr, als ich zugeben möchte.

Andere Frauen lassen mich inzwischen kalt. Und das ist sehr, sehr untypisch für mich.

Niclas meinte neulich, vielleicht sei sie „**endlich die Eine**“, und deshalb ginge sie mir nicht aus dem Kopf. Völliger Quatsch, wenn man mich fragt – zumindest offiziell. Aber tief in mir drin muss ich zugeben: So wie jetzt habe ich mich noch nie gefühlt.

Bisher waren es immer nur One-Night-Stands. Ich hatte nie das Bedürfnis, mit derselben Frau ein zweites Mal zu schlafen, geschweige denn, sie besser kennenzulernen. Gefühle hatten keinen Zutritt. Aber – und das ist ein großes Aber – ich hatte auch noch nie solche Gefühle während des Sex. Nicht dieses vertraute, warme Ziehen in der Brust, das so gar nicht zu einem anonymen Quickie auf einer Clubtoilette passen will.

Und ich habe mich auch noch nie so merkwürdig leer gefühlt, als die Frau einfach verschwunden war.

Niclas hat mir geraten, mit der Suche nicht aufzugeben. Klingt gut. Nur: Wie soll ich anfangen? Ich könnte mich heute noch in den Allerwertesten beißen, dass ich nicht nach ihrem Namen gefragt habe, bevor ich die Kabine verlassen habe.

Social-Media ist ohne Namen ein schlechter Witz. Ich scrolle durch Profile, suche nach Augen, nach einem Lächeln, das mich an sie erinnert – erfolglos. Alles verschwimmt zu Gesichtern, die nicht ihre sind.

Seitdem bin ich nicht mehr ich selbst. Kaum zu glauben, aber wahr.

Trotzdem: Als Arzt, als leitender Oberarzt, muss ich konzentriert bleiben. Mir darf kein Fehler unterlaufen. Also verbiete ich mir, während der Arbeit an sie zu denken.

Im Krankenhaus bin ich **Dr. Freyes, Internist, Endoskopie-Spezialist** – nicht Devin, der sich nach einer Unbekannten verzehrt.

Erst wenn ich zu Hause bin, schleichen sich die Bilder wieder in meinen Kopf. Dann läuft unsere Nummer im Club wie ein Film in Dauerschleife ab, damit ich bloß kein Detail vergesse. Ob das gesund ist? Wahrscheinlich nicht. Aber was soll ich machen?

Selbst Boxen hilft nur begrenzt. Ich stehe öfter im Ring als früher, lasse Fäuste fliegen, bis meine Arme brennen und der Schweiß mir in die Augen läuft. Kurz danach fühle ich mich besser, aber die Leere kommt immer zurück. Ich hätte nie gedacht, dass es bei mir einmal so weit kommt.

Gerade bin ich mitten in einer Koloskopie, als mein Telefon vibriert. Der Monitor zeigt mir eine völlig unauffällige Darmschleimhaut, rosa,

feucht, leicht glänzend von der Spüllösung. Der Patient vor mir schnarcht dank Propofol so laut, dass es klingt, als würde jemand mit einem alten Moped durch den Raum fahren. Ich werfe einen kurzen Blick aufs Display: Niclas. Da der Patient im Tiefschlaf liegt und wir im Team arbeiten, klemme ich das Koloskop sicher fest und gehe ran.

„Niclas?“ sage ich.

„Hör zu“, meldet er sich, im Hintergrund klingelt irgendein Stationshandy, und ich höre leises Tastaturklappern. *„In drei Tagen findet bei MH Medical ein Ärztekongress statt. Die stellen dort die neueste Endoskopie-Technik vor, und wir haben eine Einladung bekommen. Ich werde mir das ansehen – und ich hätte dich gern dabei.“*

„Klar“, antworte ich ohne zu zögern. „Bin dabei.“

„Ich kümmere mich darum, dass wir an dem Tag keine Sprechstunde haben und nicht zu viele Untersuchungen reingedrückt werden. Die Kollegen können das ein paar Stunden allein stemmen.“

„Klingt gut.“ Ich ziehe das Endoskop ein Stück zurück, überprüfe den Bildschirm, die Lage des Geräts. „Ich muss jetzt weitermachen. Ich stecke hier gerade mit dem Koloskop in den Tiefen eines Patienten, der dank Propofol einen halben Wald abholzt mit seinem Geschnarche.“

Niclas lacht schallend, und ich kann mir ein Grinsen nicht verkneifen. Auch die Schwester neben mir kichert leise. Sie kennt unseren Humor inzwischen. Wenn man hier nicht ab und zu lacht, geht man kaputt.

„Na dann, mach weiter, Darmpionier“, meint Niclas und legt auf.

Ich widme mich wieder völlig dem Monitor. Ruhige Schleimhaut, unauffällige Gefäße, kein Polyp in Sicht. Gott sei Dank kein pathologischer Befund.

Tag ein, Tag aus schaue ich in Mägen und Därme. Mittlerweile geht mir das leicht von der Hand – wortwörtlich. Ab und zu übernehme ich auch Niclas' Sprechstunde, aber eigentlich arbeite ich lieber **„am und im Patienten“**. Ja, ich weiß, wie das klingt. Und nein, so war es nicht gemeint. Also meistens.

Seit dem Weggang von Dr. Houston hat sich viel getan. Niclas hat die Abteilung moderner aufgestellt, neue Geräte angeschafft, frisches

Personal ins Boot geholt. Wir sind ein eingespieltes Team, das sich blind vertraut. Er kann sich auf mich verlassen, ich auf ihn, und so haben wir die gastroenterologische Abteilung innerhalb kurzer Zeit auf ein neues Level gebracht. Es fühlt sich an wie eine kleine Familie.

Als es um 18 Uhr endlich Feierabend heißt, ziehe ich mich in der Umkleide um, schlüpfe aus Kasack und Crocs in Jeans, T-Shirt und Lederjacke. Das Neonlicht im Umkleideraum lässt meine Haut noch blasser aussehen, als ich mich fühle; die Luft riecht nach Desinfektionsmittel, Waschmittel und einem Hauch Kaffee.

Draußen vor der Klinik empfängt mich die kühle Abendluft. Die Sonne hängt tief, wirft lange Schatten über den Parkplatz, Autos blinken auf, während die Schichtwechsel stattfinden.

Auf dem Weg nach Hause halte ich noch bei meinem Lieblingsitaliener. Schon beim Öffnen der Tür schlägt mir der Duft von Knoblauch, Tomaten, frischem Basilikum und warmem Teig entgegen. Die Wände sind in warmen Erdtönen gestrichen, Kerzen flackern auf den Tischen, aus den Lautsprechern dudelt leise italienische Musik.

„*Wie immer, Dottore?*“ ruft der Besitzer vom Tresen aus und wischt sich die Hände an einer karierten Schürze ab.

„*Wie immer*“, bestätige ich. Cannelloni, gefüllt mit Garnelen und Spinat in cremiger Ricotta-Sauce – das einzige Gericht, das ich in schlechten Wochen fast täglich essen könnte. Seelentröster auf Italienisch.

Zuhause angekommen, ist es dämmrig. Ich schalte eine Stehlampe im Wohnzimmer ein, warmes Licht taucht die graue Couch, den niedrigen Couchtisch und das flackernde TV-Menü in ein gemütliches Gelb. Ich stelle die Take-away-Schachtel auf den Tisch, hole mir aus der Küche ein Glas und eine Flasche Rotwein, schenke mir ein kleines Glas ein und lasse mich mit einem zufriedenen Seufzer auf das Sofa fallen.

Netflix springt auf meine zuletzt gesehene Serie an, irgendetwas mit viel Blut und noch mehr Intrigen – genau richtig, um das Hirn auszuschalten. Eine Folge später ist der Teller und das Glas leer. Ich räume alles weg, spüle Teller und Besteck kurz ab und werfe die Schachtel in den Müll.

Dann gehe ich ins Bad. Fliesen, Spiegel, der vertraute Duft meines Duschgels. Zeit, den Krankenhausgeruch von mir abzuwaschen.

Das Wasser prasselt heiß auf meinen Rücken, Dampf füllt die Dusche, beschlägt langsam den Spiegel. Ich lehne die Stirn für einen Moment gegen die kühle Fliese und schließe die Augen. Natürlich ist sie sofort wieder da: diese eine Szene, ihr Körper an meinem, ihr Kopf im Nacken, ihr heiseres Stöhnen in meinem Ohr.

Ich seufze, richte mich auf und zwingen mich, das Wasser einfach nur über mich laufen zu lassen, bis meine Haut kribbelt. Ich dusche übrigens nie in der Klinik – höchstens die Hände. Öffentliche Duschen, Gemeinschaftsduschen im Fitnessstudio oder Boxclub? Nicht mein Ding. Und das wird es auch nie sein.

Gerade als ich das Bad im Bademantel verlasse, das Handtuch noch in den Haaren, vibriert mein Handy auf dem Couchtisch.

„Na, du Darmpopler für Arme. Hast du—“, setzt Niclas an.

Weiter kommt er nicht, denn im Hintergrund ertönt Lilas entsetzter Aufschrei. „Gib mir sofort das Telefon! Wie oft hab ich dir gesagt, du sollst Devin nicht so nennen, wenn dein Sohn in der Nähe ist!“

„Upsi ... tut mir leid, Baby“, brummt Niclas.

Ich grinse. „Hallo?“, frage ich in die Leitung.

Es raschelt kurz, dann höre ich Lila klarer. „Devin?“

„Hey, Lila Liebling“, antworte ich und lasse mich wieder aufs Sofa fallen.

„Entschuldige das Benehmen von Nic“, seufzt sie. „Der Kerl vergisst manchmal, dass wir Kinderohren im Haus haben.“

„Mach dir keinen Kopf“, erwidere ich. „Ich bin es gewohnt. Was kann ich für euch tun?“

„Ähm ... wir wollten fragen, ob du Lust hast, vorbeizukommen“, sagt sie. „Easton würde sich freuen, wenn du ihn mal wieder ins Bett bringst. Und das Wetter ist schön, wir könnten es uns draußen gemütlich machen.“

Bei der Vorstellung, den Kleinen wieder auf dem Arm zu haben, wird mir sofort warm ums Herz. „Ich bin gerade aus der Dusche“, sage ich. „Ich zieh mir schnell was an und komme vorbei. Ich freu mich.“

„Super“, meint sie sofort. „Wir uns auch. Bis gleich.“

„Bis gleich.“

Zum Glück wohnen Niclas und Lila nur ein paar Straßen weiter. Ich werfe mir eine dunkle Jeans, ein graues Shirt und wieder meine Lederjacke über, schnapp mir den Autoschlüssel und mache mich auf den Weg. Die Straßenlaternen sind inzwischen an, das Abendlicht ist in ein tiefes Blau übergegangen.

Je weniger Zeit ich allein in meiner Wohnung verbringe, desto weniger Raum haben die Gedanken an die schöne Unbekannte aus dem Club. Denn so langsam macht es mich wahnsinnig, dass mich eine Frau, deren Namen ich nicht einmal kenne, so sehr aus der Bahn wirft.

A decorative horizontal banner featuring a central rose, two butterflies, and ornate scrollwork. The text 'Kapitel 4 – Sicht von Misha' is written in a cursive script across the center.

Kapitel 4 – Sicht von Misha

Einige Tage später ist es so weit: Der Ärztekongress steht vor der Tür.

In den letzten Nächten habe ich entweder an meiner Präsentation gefeilt oder am Bett meines kleinen Bruders gesessen, der nach einem weiteren Schub wieder am Tropf hängt – hochdosiertes Kortison, 1000 mg über mehrere Tage.

Die Infusionen ziehen ihm jede Kraft aus den Knochen. Seine Haut wirkt fast durchsichtig, die Sommersprossen auf seiner Nase stechen stärker hervor, seine Augen liegen tiefer in den Höhlen, als es bei einem Achtjährigen jemals der Fall sein sollte.

Früher kamen die Schübe alle drei, vier Monate. Jetzt tauchen sie beinahe im Drei-Wochen-Rhythmus auf. Und ich bin mit meiner Forschung keinen Schritt weiter. Wie denn auch? Ich schlafe kaum.

Zwischen Firma, Krankenhaus und Justin bleibt kaum Luft zum Atmen – geschweige denn für lange Nächte im Labor an einem Medikament, das seine MS-Schübe vielleicht mildern könnte.

Ich weiß nicht mehr, wie ich ihm sonst noch helfen soll. Er tut mir unendlich leid. Niemand kann sich vorstellen, wie sehr ihn die Schmerzen quälen.

Von einem normalen Alltag ist er weit entfernt: keine Freunde, keine Ausflüge in Freizeitparks, keine langen Tage im Schwimmbad, keine Schule mit Pausenhoflärm. Er wird zu Hause unterrichtet, seine Freunde sind Lehrer, Pfleger, Ärzte und Krankenschwestern. Für ein achtjähriges

Kind ist das einfach nur traurig. Genau deshalb ist meine Forschung so wichtig – und fühlt sich gleichzeitig so hoffnungslos an.

Jetzt aber heißt es, den Schalter umzulegen.

Ich sitze in meinem Büro, das Sonnenlicht fällt gedämpft durch die halb geschlossenen Jalousien und zeichnet Streifen auf den Holzboden.

Vor mir liegen ausgedruckte Notizen, Stichpunkte, technische Daten. Ich gehe meine Rede zum x-ten Mal durch.

Vor Publikum zu sprechen war für mich nie ein Problem. Aber die letzte Nacht war kurz. Zu kurz.

Wenn ich insgesamt auf eine Stunde Schlaf gekommen bin, ist das großzügig gerechnet. Jede kleine Bewegung von Justin, jedes leise Stöhnen, hat mich aus dem Halbschlaf gerissen.

Natürlich könnte ich mehr Pfleger einstellen, die ihn während solcher Phasen rund um die Uhr betreuen. Aber allein bei dem Gedanken schnürt sich mir die Kehle zu.

Er ist mein kleiner Bruder, mein Fleisch und Blut. Wenn ihm etwas passieren würde und ich nicht da wäre, könnte ich mir das niemals verzeihen.

Also halte ich an unserem Ritual fest: Abends lese ich ihm eine Gute-Nacht-Geschichte vor, sitze an seinem Bett, streiche ihm über die Stirn, bis er einschläft. Und in Schubphasen verbringe ich den Rest der Nacht in seinem Zimmer, auf dem unbequemen Sessel am Fenster, die Decke über den Knien, die Augen halb offen, immer auf Alarm.

So vertieft in meine Gedanken, dass ich das Klopfen an der Tür zunächst gar nicht registriere, schrecke ich erst auf, als die Klinke sich senkt und Katie im Türrahmen auftaucht.

„Gott, erschreck mich doch nicht so“, brülle ich schon fast. Meine Hand wandert instinktiv an meine Brust.

„Tut mir leid. Ich habe geklopft“, sagt sie und tritt näher ins Büro. „Bist du bereit?“

Als ich den Kopf hebe und ihr direkt in die Augen blicke, weiten sich ihre Pupillen.

„Ach du meine Güte“, entweicht es ihr. „Du siehst echt fertig aus. Wie eine wandelnde Leiche. Wie viel Schlaf hattest du letzte Nacht, Misha?“

„Na danke für die Blumen“, murmele ich und reibe mir kurz die Schläfen. „Lass es vielleicht eine Stunde gewesen sein. Ich weiß es ehrlich gesagt nicht mehr.“

Katie seufzt und verschränkt die Arme vor der Brust. Sie trägt heute einen dunkelblauen Hosenanzug, das blonde Haar zum Zopf gebunden – mehr Business als sonst, aber die Sorge in ihren Augen ist unverkennbar. *„Misha, das muss endlich aufhören. Das geht so nicht weiter. Du machst dich komplett kaputt.“* Sie umrundet den Schreibtisch, beugt sich vor und mustert mein Gesicht aus der Nähe. *„Warte. Lass mich wenigstens deine Augenringe überschminken, bevor du da rausgehst.“*

Ein paar geübte Handgriffe später – Concealer, Foundation und ein Hauch Puder – stehe ich vor dem Ganzkörperspiegel in der Ecke. Der hellbeige Hosenanzug sitzt wie maßgeschneidert, die weiße Bluse darunter bringt meine leicht gebräunte Haut zur Geltung, die dezente Goldkette an meinem Hals fängt das Licht ein.

Meine braunen Haare habe ich zu einem glatten, tiefen Pferdeschwanz gebändigt mit ein paar lockeren Strähnen im Gesicht, die Frisur gibt mir zumindest optisch Halt.

Nach außen wirke ich wie die souveräne CEO von MH Medical.

Innen drin fühle ich mich, als könnte mich ein leichter Windhauch umwerfen.

Ich richte das Revers meiner Jacke, schnappe mir die ausgedruckte Rede und atme einmal tief durch.

Heute darf ich mir die Leute nicht direkt anschauen, erinnere ich mich selbst. Nicht zu lange, nicht zu intensiv. Sonst kommt die Panik.

Mein Herz beginnt jetzt schon schneller zu schlagen, als ich mit Katie den Flur entlang gehe. Die Wände sind in neutralen Grautönen gehalten, an ihnen hängen gerahmte Fotos unserer Produkte, Auszeichnungen, Urkunden.

Meine Handflächen werden feucht, im Nacken bildet sich ein Schweißfilm. Meine Atmung wird flacher, als wäre die Luft im Gang plötzlich dicker geworden.

Vor der schweren Holztür zum großen Veranstaltungssaal bleibt Katie stehen und legt mir kurz die Hand auf den Unterarm. Ihre Finger sind warm, ihr Blick ernst.

„Du schaffst das“, sagt sie leise. „Und ich bin hinten im Saal – die ganze Zeit.“

Ich nicke, obwohl sich mein Hals anfühlt, als hätte jemand eine Schraubzwinge angelegt.

Als ich den Saal betrete, verstummen die Gespräche wie auf Knopfdruck.

Hunderte Augenpaare richten sich auf mich. Reihen von Stühlen, Männer und Frauen in dunklen Anzügen, manche im weißen Kittel, alle mit Namensschildern an Revers oder Brusttasche. Ein Meer aus Gesichtern, das sich in diesem Moment nicht nach Kollegenschaft anfühlt, sondern wie eine Welle, die droht, über mir zusammenzubrechen.

Ich gehe zum Rednerpult, die Schritte ruhig, obwohl sich alles in mir danach sehnt, stehen zu bleiben und umzukehren. Das Pult ist aus hellem Holz, darauf ein fest installiertes Mikrofon, daneben ein Monitor mit den Folien meiner Präsentation. Ich lege meine Notizen ordentlich vor mir ab und stelle das Mikro eine Spur tiefer.

Einmal tief Luft holen. Und noch einmal.

Das Einzige, was mir jetzt helfen kann, ist Schmerz. Ein altbekannter, kontrollierter Schmerz, der die Panik übertönt.

„Guten Tag, meine Damen und Herren. Liebe Kolleginnen und Kollegen ...“, setze ich an.

Während ich spreche, krallen sich die Fingernägel meiner linken Hand in die Haut meines rechten Unterarms, knapp unter dem Ärmel der Bluse. So fest, bis ein scharfer, brennender Schmerz einsetzt. Der Schmerz schiebt die aufwallende Panik ein Stück zurück, als würde eine Welle noch einmal vom Ufer abrollen. Zum Glück verdeckt das hohe Pult meinen Oberkörper – nach außen bin ich nur Kopf und Stimme.

„Willkommen bei MH Medical“, fahre ich fort, bemüht ruhig. „Ich freue mich, Sie heute in unserem Haus begrüßen zu dürfen. Wir ...“ Ein kurzer Blick auf meine Notizen. „... wollen Ihnen heute unsere neueste Endoskopie-Technologie vorstellen.“

Der Schmerz hilft – aber nur begrenzt. Der Schlafmangel sitzt tief. Meine Beine fühlen sich an, als bestünden sie aus Gummi. Ein feines Zittern zieht durch die Muskulatur, meine Knie werden weich.

„*Mein Name ist Dr. Misha Hale*“, sage ich, halte die Stimme mit Mühe fest. „*Einige von Ihnen kennen mich bereits. Für alle anderen: Ich bin Inhaberin und CEO von MH Medical.*“

Unauffällig lasse ich den Blick kurz in den hinteren Bereich des Saals wandern, dorthin, wo ich weiß, dass Katie steht. Ihre Silhouette zeichnet sich vor der Technik-Kabine ab, die Hände um ihren Laptop gekrallt, ihr Blick unverkennbar sorgenvoll.

Ich zwingen mich zurück zu meinen Notizen. „*Wir ... wir stellen Ihnen heute das neue Endoskopie-System vor, das—*“

Ein leises Murmeln geht durch die Reihen. Vereinzelte Köpfe beugen sich zueinander, es wird gehustet, Stühle rücken. Die Geräusche, sonst Hintergrundrauschen, werden plötzlich lauter, drängender. Mein Herz überschlägt sich.

Gegen meinen eigenen Vorsatz hebe ich den Blick in die Menge.

Meine Augen gleiten über Anzüge, Kittel, Namensschilder und bleiben abrupt hängen.

Dunkles Haar, markante Wangenknochen, ein klar geschnittener Kiefer, haselnussbraune Augen, die mich aufmerksam fixieren. Ein dunkler Anzug, Krawatte, ein Namensschild an der Brust.

Für einen Moment bleibt die Zeit stehen.

Es ist er.

In seinem Blick liegt Verwirrung. Und etwas, das verdächtig nach Sorge aussieht.

Mein Herz setzt einen Schlag aus, macht dann einen gefährlichen Sprung, als wolle es aus meiner Brust klettern. Dann fühlt es sich an, als würde mein Körper einfach auf „**Aus**“ schalten. Die Panik, die ich eben noch mühsam unten gehalten habe, schießt mit voller Wucht nach oben, nimmt mir die Luft.